

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	19 (1925)
Heft:	11
Artikel:	Konrad Ferdinand Meyer : zu seinem hundertsten Geburtstag (11. Oktober 1825)
Autor:	Ragaz, L.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-135317

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ses in seinen verschiedenen Gemeinschaften durch das Land hin an seine Arbeit geht. In dem Masse, als seine Städte und Dörfer glücklich und hoffnungsfreudig sind, wird Amerika die hohen Ziele verwirklichen, die es in den Augen der ganzen Welt charakterisiert haben.
(Aus „Neue Freiheit“.)

7. Neue Freiheit.

Ihr könnt nicht [schweren Zeiten] standhalten, wenn ihr nicht in eurem Innern eine unvergängliche Nahrung habt, die euch Leben und Mut aufrecht hält, die Nahrung jener Gesichte des Geistes, worin ein Tisch vor uns hingestellt wird mit köstlichen Früchten, Früchten der Hoffnung, Früchten der Einbildungskraft, diesen unsichtbaren Dingen des Geistes, die die einzigen Dinge sind, durch welche wir uns in dieser schweren Welt aufrecht erhalten können, ohne schwach zu werden. Wir haben in unserem Geiste, nachdem sie verdunkelt und befleckt zu sein schienen, die Ideale jener Männer erneuert, die zuerst ihren Fuss auf amerikanische Erde setzten, dieser kleinen Gruppen, die in der Wildnis Fuss fassten, weil die grossen fruchtbaren Völker, die sie hinter sich liessen, vergessen hatten, was Freiheit sei, Freiheit des Gedankens, Freiheit der Religion, Freiheit des Wohnsitzes, Freiheit des Handelns. Seit jenen Tagen hat der Sinn der Freiheit sich vertieft. Aber sie hat nicht aufgehört, ein fundamentales Verlangen des menschlichen Geistes, eine fundamentale Notwendigkeit für das Leben der Seele zu sein. Und der Tag kommt, wo auf diesem geweihten Boden eine neue Freiheit verwirklicht werden soll, eine Freiheit, die so weit und tief geworden ist, dass sie dem grösser gewordenen Leben des modernen Amerika genügen kann, indem sie ihm in Wahrheit die Kontrolle seiner Regierung über gibt, indem sie alle Tore erlaubter Unternehmungslust weit öffnet, seiner Tatkraft die Fesseln abnimmt, die edlen Antriebe seines Herzens erwärmt; ein Prozess der Erleichterung, Befreiung und Inspiration, erfüllt von einem Hauch des Lebens, der so süß und heilsam sein wird wie die Luft, die die Segel des Kolumbus füllte und sowohl die Verheissung als den Stolz einer grossartigen Möglichkeit ausdrückte, v o r d e r A m e r i k a n i c h t v e r s a g e n d a r f.
(Aus „Neue Freiheit“.)

Konrad Ferdinand Meyer.

Zu seinem hundertsten Geburtstag. (11. Oktober 1825.)

Es ist gut, dass wir Schweizer neben einem Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Karl Spitteler auch einen Konrad Ferdinand Meyer haben. Jene drei haben uns alle ihre besonderen Gaben zu spenden: Jeremias Gotthelf, der Bauer (wie man wohl sagen darf),

seine realistische Darstellung urtümlichen Volkslebens und entsprechender Geistesmächte, vorwiegend in Gestalt des Bauerntums; Gottfried Keller, der städtische Handwerkersohn, die von einem Hauch der Romantik berührte, bald idealisierende, bald ironisierende und doch in ihrer Art ebenso lebenswahre dichterische Gestaltung der bürgerlich-schweizerischen Welt in Vergangenheit und Gegenwart; Karl Spitteler, in Gegensatz und doch Ergänzung dazu, die Fülle der Gesichte, die, obschon mit dem Schweizerboden verbunden, doch weit über ihn hinaus ins allgemein Menschliche und ins Kosmische führen. Alle drei sind sie, wenn auch in sehr verschiedenem Geist und Stil, Lehr- und Zuchtmeister ihres Volkes. Sie haben aber ihre sehr deutlich ausgeprägten Grenzen. Jeremias Gotthelfs Horizont ist allzusehr der eines konservativen, ja oft geradezu reaktionären Berner Landpfarrers; Gottfried Keller vertritt den Liberalismus seiner Tage und streift in Dingen der Weltanschauung und Lebensauffassung, auf Grund seiner Natur und dazu von Stimmungen und Vorurteilen seiner Zeit beherrscht, oft beinahe an ein kulturseliges Philistertum, wie er denn zu einem Heiligen des schweizerischen Spiessbürgertums (auch des literarischen!) geworden ist, ähnlich wie Jeremias Gotthelf zu einem Heiligen der reaktionären Borniertheit; Karl Spitteler endlich mit seiner mehr literarischen Art, dazu dem Aristokratismus und Pessimismus seiner Weltdeutung, müsste, einseitig herrschend, ohne Ergänzung durch andere Elemente, nihilistisch wirken. Darum sind wir froh, dass wir auch einen Konrad Ferdinand Meyer haben. Er ist vielleicht in mancher Beziehung weniger Schweizer als die andern, sogar als Spitteler. Auch hat er, besonders in „Huttens letzten Tagen“, dem Deutschtum des Bismarckreiches zwar in edler Form, aber ohne allzuviel Weitblick gehuldigt. Und doch ist er in anderer Hinsicht wieder mehr Schweizer als jene, und hat gerade wesentliche Züge eines gross verstandenen Schweizertums herausgearbeitet. Er, der Patriziersohn aus der Stadt Zwinglis, der in der welschen Schweiz so tiefe Wurzeln geschlagen, dass er eine zeitlang erwägen kann, ob er nicht das Französische zur Sprache seiner Dichtung machen soll, hat den weltgeschichtlichen Zusammenhang des Werkes der schweizerischen Reformation und damit den höchsten Sinn der Schweiz und ihrer Geschichte in einer Fülle von Gestalten, mit einer Plastik und ergreifenden Gewalt wie keiner sonst herausgearbeitet und in das unvergängliche Licht seiner dichterischen Schöpfung gestellt. Zwingli, Calvin, Coligny, Cromwell, Milton, Herzog Rohan sind uns dadurch so stark und lebendig nahe gerückt, als wäre es Konrad Ferdinand Meyer, der die Reformationsmauer in Genf entworfen und ausgeführt. Dass es daneben an einem Gruss zu Luther und Gustav Adolph wie zu einem Huss hin bei ihm nicht fehlt, gehört zu der Weite dieses Geistes. Durch

diese Art hat er uns, soweit es an ihm liegt, über alle Engigkeit eines Nürschweizertums, das unter uns mit blinder Abhängigkeit vom Ausland abwechselt, erlöst, und das ist ein sehr grosser Dienst. So hat er wohl auch die Natur unseres Landes, besonders seine Alpenwelt, mit dem gewaltigsten Pinsel und doch ohne alle Affektiertheit, sondern schlicht und wahr, aus ihrem tiefsten Leben heraus, dargestellt. Ganz besonders ist es die Bündner Natur in Land und Leuten, die er verstanden und dargestellt hat, wie kein anderer. Dass er der Verwüstung unseres Alpenheiligtums durch den weltverschlingenden Drachen des Mammonismus in Gestalt des Schieberautos, das unsere schönsten Strassen beherrscht und schändet — und nicht nur die Strassen — und in allerlei andern Gestalten dazu, nicht mehr erleben musste, war eine Gunst des Geschickes. Ihm ist die Natur nicht ein Gegenstand ästhetischen Genusses oder ästhetischer Technik, um vom Sport zu schweigen, sondern ein Sinnbild des Grossen und Ewigen. Er ist gewissermassen selbst ein Ton, ein Glanz, ein Gipfel unserer Alpenwelt. Aber er bleibt auch bei diesen immer noch mehr schweizerischen Zusammenhängen nicht stehen, sondern weist uns in alle Welt hinaus, besonders aber in die des Südens und mit besonderer Liebe nach Italien, in das Land Dantes und Michelangelos, uns auch damit vor Engigkeit bewahrend.

Endlich aber — und das scheint mir sein höchster Wert zu sein — führt uns sein Werk über alles Schweizerische hinaus in das Land der ewigen Wahrheit und damit zu den Quellen, von denen letztlich gerade die Schweiz lebt. Er hat eine sittliche Welt an scha u u n g zu verkündigen, und mehr als das, einen Glauben. Dass er dies als Laie tut, nicht als Berufsmann, als Mensch, nicht als Theologe, in tiefer Auseinandersetzung mit allen Gründmächten des Menschentums, verschafft ihm einen grossen Vorzug gegenüber Jeremias Gotthelf, bei dem diese Wahrheit allzuoft in polterndem oder pastoral erbaulichem Kanzelstil auftritt. Zwei Probleme und Tatsachen sind es, die ihn immer wieder beschäftigen: das Walten der sittlichen Weltordnung, deren Stimme das Gewissen ist, und der Kampf zwischen dem natürlichen und dem geistlichen Menschen, zwischen Adam und Christus, in der Brust des Einzelnen. Dieses zweite Problem führt ihn, unter dem Einfluss von Jakob Burckhardt, besonders zu der Welt der Renaissance; es steht im Mittelpunkt der Geschichte von der „Hochzeit des Mönchs“ wie der „Angela Borgia“, und es tritt in etwas verwandelter Form auch in „Jürg Jenasch“ wie schon im „Hutten“ auf, während die „Richterin“ urgewaltig den Ernst der sittlichen Grundordnung der Welt darstellt und in der „Versuchung des Pescara“ die Lockung der Zeit durch das Licht der nahen, richtenden Ewigkeit beleuchtet und besiegt wird. Diese beiden Tatsachen und Probleme kehren auch in den „Gedichten“ immer wieder und finden oft einen ewig gilti-

gen Ausdruck. Im „Heiligen“ endlich, wo das Problem jenes inneren Kampfes ebenfalls auftaucht, erhebt sich der Dichter vielleicht am allerhöchsten, indem er das Ringen zwischen Staat und Kirche, darüber aber das ewig ketzerische und durch und durch soziale Evangelium Jesu mit wunderbarer Gestaltungskraft und Tiefe darstellt.

Und das ist eben in meinen Augen das Beste und wirklich Grosse, das dieser Vierte unserer Dichter genien unserem Volke zu geben hat: dass er uns zu den mächtigen und ewigen sittlichen Menschenfragen führt und einen Glauben verkündigt. Dieses Zweite tut er zwar meistens mit Zurückhaltung. Man spürt, dass nicht nur jener Kampf zwischen dem Christen und Heiden das Grundproblem seiner eigenen Seele ist, sondern dass auch der Geist der Glaubenslosigkeit seines Zeitalters auf ihn drückt. Desto ergreifender wirkt das Zeugnis der letzten Tiefe seiner Seele. Und einmal bricht es in schlichter Unmittelbarkeit hervor in jenem bekannten:

„Die Rechte streckt ich schmerzlich oft,
In Harmesnächten;
Und fühlt gedrückt sie unverhofft
Von einer Rechten.
Was Gott ist, wird in Ewigkeit
Kein Mensch ergründen,
Doch will er treu sich sich allezeit
Mit uns verbünden.“

Auf ähnliche Weise ergreifend wirkt bei ihm, dem Aristokraten, das Zeugnis seines eigenen sozialen Sinnes wie seines Verständnisses für den sozialen Grundsinn des Evangeliums. Es tritt wie im „Heiligen“ so besonders auch in den Gedichten hervor, am machtvollsten in dem herrlichen „Alle“, dazu in „Allerbarmen“, wie in seinen klassischen Friedensgedichten (er ist ja ein dichterischer Bekenner des Friedensgedankens wie Wenige), aber auch sonst über sein ganzes Werk hin.

So sind wir denn tief dankbar, dass wir auch diesen Grossen haben und hoffen bloss, dass er in seinem Grössten auch unter uns durch ein ernster und tiefer gewordenes Geschlecht immer mehr auch wirklich verstanden werde. Bis heute fehlt es daran noch sehr.

L. R a g a z.

Ohne Gewalt.¹⁾

Nur eine Prüfung blieb dem Reich noch vorbehalten.
Ein Raubvolk, dem nicht Recht, Vertrag und Friede galten,

¹⁾ Mit dieser Ueberschrift, die wir selbst gewählt, bringen wir ein Stück